

Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 76 (1989)
Heft: 11

Artikel: Neue Anforderungen an die Sprache in Schule und Öffentlichkeit
Autor: Sieber, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-534043>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Neue Anforderungen an die Sprache in Schule und Öffentlichkeit

Peter Sieber

Lese- und Schreibfähigkeiten heutiger Schüler und Schulabsolventen sind in Verruf geraten. Dass es nicht halb so schlimm ist, wenn man den Vergleich mit früheren Zeiten macht, zeigt Peter Sieber auf. Er macht aber auch deutliche, dass der Deutschunterricht sich den erheblich gesteigerten Anforderungen noch nicht genügend angepasst hat.

Sprachenfragen haben gegenwärtig wieder einmal Konjunktur. Viele klagen darüber, dass der Sprachgebrauch, ja die Sprache selbst nicht mehr so sind, wie sie waren. Früher war vieles besser. Die Leute haben noch geschrieben und gelesen, und was sie geschrieben haben, war korrekt und was sie gelesen haben, war gut. Und von Fernsehen, von Video gar und Computern hat niemand gesprochen.

Die Klage könnte z.B. so tönen:

«Was man an unsern jetzigen Abiturienten, wenn sie in die Universität eintreten, was man an den jungen Männern noch, welche sich zum Staats-Examen melden, meist an erster Stelle vermissen muss, das ist die Fähigkeit sich auszudrücken, einen Gegenstand, der in ihrem Gesichtskreis liegt, den sie durchgearbeitet haben, wenn sie über ihn schreiben sollen, an der richtigen Stelle anzufassen, verständlich einzuleiten, übersichtlich zu disponieren, befriedigend zu erschöpfen. Nichts wird daher von allen Seiten mehr gewünscht, als dass hier Remedur geschafft werde, dass hier die Schule eine ihrer »Aufgaben« erkenne.»

So wird aber nicht erst heute geurteilt. Was ich zitiert habe, ist nämlich mehr als 100 Jahr alt. Ernst Laas, ein bekannter Deutschdidaktiker

aus dem 19. Jahrhundert hat 1875 so über die damaligen Gymnasiasten geurteilt (Laas 1875, S. 54).

Ich möchte Ihnen hier nun aber nicht eine lange Liste von Beispielen vorführen, die eine Verklärung der Vergangenheit als falsch entlarven. Ich möchte auch nicht einfach zeigen, dass es heute viel besser ist, als es früher war. Was ich jedoch mit Vehemenz vertrete, ist dies: Statt immer gebannt nach rückwärts zu schauen, das zu suchen, was nicht mehr ist und lediglich etwas zu vergleichen, was gar nicht so leicht verglichen werden kann, sollten wir einmal etwas genauer das Heute in den Blick nehmen und uns auf gegenwärtige und zukünftige Anforderungen ausrichten.

1. Welche Diagnosen werden dem sprachlichen Können – nicht nur der Jungen – gestellt?

Klagen über den Rückgang der Sprachfähigkeiten sind alt – uralte.

Die älteste mir bekannte Klage stammt vom griechischen Dichter Hesiod, der sich über jene beschwerte, die um 700 v. Chr. jung waren. Hätten sich all die düsteren Prognosen seit jener Zeit erfüllt, so könnten wir uns heute wohl nur noch lallend verständigen.

Trotzdem sind Klagen in den letzten Jahren immer lauter und eindringlicher erhoben worden, und dies nicht etwa nur von Sprachpflegern, die oft professionell dazu neigen, in den Veränderungen der Sprache lediglich einen Abbau hin zum Schlechteren wahrzunehmen. Auch massgebliche Stellen (z.B. die EDK) sind speziell über das sprachliche Können der jungen Generation besorgt. Dass unsere Jugend nicht mehr im notwendigen Masse der Sprache mächtig sei, wird in der Öffentlichkeit, zumal in gedruckten Medien, bereits als unumstössliche Tatsache gehandelt.

Im Gegensatz zu diesem breiten Konsens in der Öffentlichkeit nehmen sich allerdings die wissenschaftlichen Ergebnisse, die ein solch

schwerwiegendes Urteil unterstützen könnten, ganz bescheiden aus. Eine Übersicht über das, was vorliegt, kommt zu einem ernüchternden Schluss:

«...so bewegt die Klagen, so bedrohlich die perhorreszierten Folgen – ihre Urheber sahen sich bislang, so weit man sieht, ausserstande, für sie wissenschaftlich respektable Indikatoren, wenigstens konzise und der empirischen Überprüfung zugängliche Kategorien vorzulegen.» (Kübler 1985, S. 339).

Was die häufigen Klagen über die abnehmenden Sprachfähigkeiten meist nicht berücksichtigen, sind Veränderungen in den sprachlichen Anforderungen. Das sprachliche Können muss ja nicht notwendigerweise schlechter geworden sein; es kann sich ja auch herausstellen, dass die sprachlichen Anforderungen in einem Masse gestiegen sind, dessen wir uns noch gar nicht bewusst sind. – Auch in diesem Fall kann die Diagnose ähnlich lauten: Das sprachliche Können genügt den Anforderungen nicht in dem Masse, wie wir es uns wünschen und wie es eigentlich auch notwendig wäre. Aber der Schwarze Peter lässt sich so nicht mehr so leicht der Schule oder den Medien oder den neuen Technologien zuschieben. Anstatt nach Schuldigen zu suchen und zu unterstellen, die Schule leiste in der Sprachförderung nicht mehr das, was sie früher geleistet habe – das trifft nämlich mit Sicherheit nicht zu! – könnten wir etwas gelassener zu Kenntnis nehmen, dass die heutige Schule in der Sprachförderung mehr leisten muss, als sie je geleistet hat. Und so könnten wir die notwendigen Anstrengungen mit etwas weniger schlechtem Gewissen unternehmen.

Was spricht nun gegen die Annahme, dass das sprachliche Können unserer Schüler schlechter geworden sei?

Auch wenn wir nur wenige seriöse Studien in diesem Bereich finden, so lassen sich doch einige Daten zusammentragen, die für unseren Zusammenhang wichtig sind. Ich tue dies hier lediglich für zwei Bereiche, für die Lesefähigkeiten und für die Rechtschreibleistungen.

Zu den Lesefähigkeiten

Was die Lesefähigkeit angeht, so existiert leider keine grössere neue Studie aus dem deutschen Sprachraum. Eine sehr breite Untersuchung ist aber vor nicht allzu langer Zeit in den Vereinigten Staaten entstanden, auf dem Hintergrund der dortigen Analphabetismusdebatte. Und da diese Debatte dort wie hier durchaus ähnliche Züge aufweist, sind die Ergebnisse auch für uns sehr lehrreich. Sie waren so unerwartet, dass in Nachfolgeuntersuchungen die Daten überprüft worden sind. Die Befunde wurden nochmals bestätigt. Die Untersuchungen belegen z.B. sehr deutlich, dass (sogar in den USA) Schüler im Alter von 9, 13 und 17 Jahren 1984 bessere Leseleistungen erbracht haben als Schüler des gleichen Alters 1971, dass 95–98% aller 13–17-jährigen in der Lage sind, in bestimmten Texten nach Informationen zu suchen, gedankliche Bezüge in einem Text herzustellen und Grundgedanken herauszuarbeiten. (vgl. zusammenfassend Brügelmann 1987, S. 255ff.)

Die Ergebnisse zeigen also, dass sich die Leistungen nicht verschlechtert haben, wenn man die gleichen Massstäbe zu Grunde legt. Zusammenfassend kommt denn die Studie auch zum Schluss, dass im Grunde alle jungen Erwachsenen «schriftkundig» sind, wenn man auf den Massstab von 100 Jahren abhebt. Damals galt als schriftkundig, als alphabetisiert, wer mit seinem Namen unterschreiben konnte. Gemessen an den Standards der Vergangenheit sind die Daten also erfreulich; auf die Anforderungen von morgen bezogen gibt es allerdings Anlass zur Besorgnis: Nur eine kleine Teilgruppe versteht anspruchsvolles Material.

Welche Konsequenzen es haben kann, wenn nur eine Teilgruppe anspruchsvolles Material versteht, illustriert auf makabre Weise eine Zeitungsnotiz, die diesen Frühling im Tages-Anzeiger zu lesen war: Von der Nationalgarde Südkarolinas wird folgendes berichtet:

«40% ihrer Soldaten haben so mangelhafte Lesekenntnisse, dass sie nicht in der Lage sind, die Gebrauchsanleitungen zu teilweise hochkomplizierten Waffen zu lesen...»

Um die Kampfkraft der grössten Armee des Westens zu stärken, sollen jetzt abendliche Schreib- und Lesekurse für die Soldaten eingeführt werden.»
(Tages-Anzeiger, Zürich 15.3.1989, S.5)

Es wäre ja nicht notwendigerweise das Schlechteste, wenn man die Gebrauchsanweisungen für Waffen nicht verstehen könnte, doch sind wir zunehmend mehr auf die Nutzung technischer Geräte angewiesen, deren Gebrauchsanweisungen wir zumindest verstehen sollten, wenn uns schon ihr Funktionieren nicht mehr durchschaubar erscheint.

Doch zurück zu einem weniger kriegerischen Befund:

Ein Vergleich der Leseleistungen – ganz grob gemessen anhand der Zeit, die von Kindern für das Lesen von 100 Silben benötigt wird – ergibt den folgenden Befund (Rathenow/Vöge 1982, S. 30):

Während 1904 für das Lesen von 100 Silben im Durchschnitt 100 Sekunden nötig waren, sind es in den 70er Jahren nur noch 62 Sekunden.

Die Kinder können also heute schneller lesen als anfangs des Jahrhunderts. Bei genauerer Analyse der Ergebnisse stellt man allerdings fest, dass es heute viel mehr sehr rasche, aber auch sehr schwache Leser gibt als früher. Die Leistungsschere hat sich also geöffnet!

Und die Rechtschreibleistungen?

Wie sieht es bei den Rechtschreibleistungen aus, wo ja in der Öffentlichkeit über einen eklatanten Rückgang geklagt wird?

Auch hier tut genaues Hinschauen not, bevor wir vorschnell ein Urteil fällen. Wolfgang Menzel – wohl der beste Kenner dieses Bereichs im deutschsprachigen Raum – hat dies getan und stellt – bezogen auf die Bundesrepublik – mit aller Deutlichkeit fest:

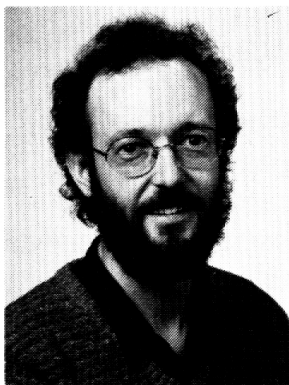
«Es gibt bisher keine einzige stichhaltige Untersuchung, aus der eindeutig hervorgeht, dass die Schüler oder Studenten von heute (oder auch nur die eines bestimmten Jahrganges) schlechter in ihren Rechtschreibleistungen wären als die einer vorangegangenen Generation. Was zu erfahren ist, beschränkt sich weitgehend auf Aussagen



wie: Heutige Abiturienten, Studienanfänger, Prüflinge in Aufnahmeprüfungen von Betrieben usw. produzieren mehr Rechtschreibfehler als früher. Ich möchte dies nicht bezweifeln. Solche Angaben besagen aber nicht mehr, als dass eine Anzahl von Menschen heute mit erheblichen Rechtschreibproblemen in bestimmte Prüfungssituationen vorstösst, in denen ihre Rechtschreibfehler auffällig werden. Mehr und andere Studenten/Abiturienten als früher produzieren mehr (und vermutlich andere) Rechtschreibfehler. Es ist aber zugleich wahrscheinlich, dass jene 8% von Schülern, die früher ohne auffällige Rechtschreibfehler ihr Abitur gemacht haben, auch heute kaum Schwierigkeiten mit der Rechtschreibung haben; dass es jene Anzahl von Studienanfängern, die 1960 ihre Seminararbeiten fehlerlos abgeben konnten, auch heute noch gibt. Und es ist wahrscheinlich, dass die Gesamtpopulation derer, die die deutsche Schule verlassen haben, heute schriftsprachliche Leistungen (auch Rechtschreibleistungen) erbringt wie in keiner Generation zuvor.» (Menzel 1985, S. 5)

Dieses Urteil wird auch untermauert durch einen Vergleich der Rechtschreibleistungen von Schülern des 3./4. Schuljahres aus den 70er und 80er Jahren (Vogel 1985). 4 Befunde sind hier wichtig:

1. Die Schüler schreiben heute längere Texte als früher.
2. Die Texte sind nicht nur länger, sie enthalten auch mehr verschiedene Wörter, ihre Wortwahl ist differenzierter, ihr Wortschatz umfangreicher.



Peter Sieber, Dr. des., geboren 1954. Studium der Pädagogik, Sozialpsychologie und Sprachwissenschaft (lic. phil.), Promotion in Sprachwissenschaft an der Universität Zürich. Nach Tätigkeiten in Lehrerbildung und Forschung gegenwärtig Leiter eines Forschungsprojekts an der Universität Zürich, das sich mit Fragen des Sprachstands von MaturandInnen und StudienanfängerInnen beschäftigt. Peter Sieber ist Mitglied der Redaktionskommission der «schweizer schule».

3. Insgesamt produzieren die Schüler heute etwas mehr Fehler als früher (7,6% zu 6,3%): Mehr verschiedene Wörter bieten eben auch mehr verschiedene Fehlerquellen. Aber:

4. In bezug auf die verschiedenen Wörter machen die Schüler heute etwas weniger Fehler als früher (23,08% zu 23,58%). D.h. also: Bei 100 verschiedenen Wörtern machen die Schüler heute etwas weniger Fehler. Schüler können heute also mehr Wörter richtig schreiben als früher. Weil sie aber mehr verschiedene Wörter brauchen, machen sie auch mehr Fehler.

Sind da die Rechtschreibleistungen zurückgegangen? – Wohl eher das Gegenteil ist der Fall.

«Weder die sprachlichen noch die Rechtschreibleistungen der Schüler von heute sind so schlecht, wie vielfach angenommen wird... Der Wortschatz der Schüler ist heute umfangreicher als vor zehn Jahren, und bezogen darauf sind die Rechtschreibfehler etwas zurückgegangen.» (Vogel 1985, S.64).

Wie sieht ein erstes Fazit aus?

Die angeführten Ergebnisse dürfen nun nicht voreilig interpretiert werden als Indiz für eine allseits erfolgreiche Ausbildung in den schriftlichen Registern. Sie können aber dazu beitragen, die Diskussion zu versachlichen. Vor allem zeigen sie, wie wir heute von ganz anderen Standards der Schriftlichkeit ausgehen als frühere Generationen.

Gemessen an dem Können in der Vergangenheit ist keine besorgniserregende Abnahme zu diagnostizieren. Das besagt allerdings nicht, dass das Sprachvermögen als hoch oder auch nur als ausreichend anzusehen ist, wenn man es an den Erfordernissen unserer Zeit misst.

Denn unter den gesellschaftlichen Bedingungen, die unser Leben bestimmen, muss eine *grössere* Anzahl von Menschen über hohe sprachliche (vor allem auch: *schriftsprachliche*) Fähigkeiten verfügen als je zuvor, und sie muss diese Fähigkeiten unter Beweis stellen können.

2. Neue Anforderungen an Schreiben und Lesen

Im Bereich des Mündlichen sind die Einflüsse der Medien überdeutlich und damit auch neue Anforderungen, die an das Sprechen und Zuhören gestellt werden.

Beim Schreiben und Lesen liegt die Sache wohl etwas komplizierter. Auf der einen Seite scheint Schriftlichkeit (Lesen und v.a. Schreiben) heute weniger unmittelbar notwendig zu sein als früher. Ich kann mich ja über Fernsehen und Radio informieren, meine Bestellungen und Informationen über Telefon oder noch neuere Telekommunikationsmittel abwickeln.

Und tatsächlich: Ein einstmaliger zentraler Bereich der Schriftlichkeit ist heute nicht mehr in gleichem Masse wichtig wie in früheren Zeiten. Die Erschliessung fremder Welten, fremder Erfahrungen und Informationen ist nicht mehr ausschliesslich auf Geschriebenes angewiesen. Hier hat das Geschriebene Wort starke Konkurrenz bekommen.

Viele verängstigte Kulturkritiker haben auf diese Tatsache damit reagiert, dass sie den Untergang der Schriftlichkeit prophezeit, das Gespenst einer schriftlosen Kultur heraufbeschworen haben.

Dabei wurde in der ersten Angst völlig übersehen, wie viel totaler unsere Gesellschaft – nicht trotz, sondern gerade wegen der neuen Medien – auf Schriftlichkeit angewiesen ist.

Wie viel wichtiger die Schriftlichkeit in unserer modernen Gesellschaft geworden ist, mögen ein paar Schlaglichter verdeutlichen.

– Ist Ihnen z.B. auch schon aufgefallen, wie häufig in letzter Zeit Werbung an den Plakatwänden erscheint, die nur mit den Mitteln der Schrift – mit Sprachspielereien auch – unsere Aufmerksamkeit zu wecken versucht? Offenbar vertraut man darauf, dass die Botschaften entziffert werden können.

– Oder haben Sie nicht auch in den letzten Jahren zunehmend mehr Symbole und schriftliche Zeichen zu lesen gelernt – z.B. immer

kompliziertere Zahlenfolgen, die der computerisierte Zahlungsverkehr notwendig zu machen scheint?

– Können Sie sich im Buch- und Zeitschriftenangebot noch orientieren oder stehen sie der Fülle – nur schon an einem mittelgrossen Kiosk – auch etwas hilflos gegenüber? Zumindest die quantitative Zunahme ist beeindruckend, nur schon bei den Büchern:

Im Jahr, da Goethe geboren wurde (1749), gab es insgesamt 1'344 deutschsprachige Neuerscheinungen auf dem Buchmarkt. Als er starb (1832) waren es über 8'000 (8'372). An seinem 100. Todestag: gut 30'000 (30'073) – und auf der letztjährigen Frankfurter Buchmesse: über 338'000. (Die Weltwoche, Nr. 49 vom 8.12.1988, S. 73). –

Und einige Leser wird all das Gedruckte ja wohl auch finden.

Am deutlichsten jedoch lässt sich die Erhöhung der Anforderungen an unsere schriftsprachlichen Fähigkeiten am Phänomen des «funktionalen Analphabetismus» aufzeigen. Sowohl der Terminus wie auch das Phänomen selbst sind ja vor wenigen Jahren noch völlig unbekannt gewesen.

In den letzten Jahren haben wir aber zur Kenntnis nehmen müssen, dass auch in unserer so gut geschulten Gesellschaft eine Anzahl Leute leben, die des Schreiben und Lesens nicht mächtig sind, obwohl sie die Schule besucht haben. Niemand weiss so recht, wie viele es denn wirklich sind, Schätzungen für den Kanton Zürich sprechen von 6'000–8'000 Erwachsenen, die das durchschnittliche Niveau von Drittklässlern im Lesen und Schreiben nicht erreichen.

In ersten Reaktionen auf diesen Tatbestand wurde oft auch der Schule die Schuld zugeschoben:

– die neuen Unterrichtsmethoden würden nichts taugen,
– die neuen Lehrmittel seien zu vielfältig, das Üben und Festigen komme zu kurz, oder
– viele – zumal jüngere – Lehrer würden es an konsequenter Anleitung und Führung fehlen lassen.

Aus solchen und anderen Gründen seien die Sprachfähigkeiten schlechter geworden. – Die wenigen Befunde zum Sprachkönnen, die oben erwähnt wurden, machen wohl deutlich, dass dies so nicht stimmen kann. Und von jenen, die sich praktisch und theoretisch mit dem Problem des funktionalen Analphabetismus beschäftigen, glaubt im Ernst niemand, dass unsere Gesellschaft plötzlich so viel mehr Analphabeten hervorbringt als früher.

Was können dann aber die Gründe sein, die zum öffentlichen Gewahrwerden dieses Phänomens geführt haben? (Und – so ist zumindest zu hoffen, auch zur öffentlichen, und d.h. auch zur finanziellen Unterstützung der Bemühungen um die Beseitigung des Problems.)

Heinz Giese (1987, S. 263) hat sie zutreffend so beschrieben:

«Die Erwartungen an die schriftlichen Grundfähigkeiten der einzelnen Menschen haben sich in den letzten Jahren allgemein verändert: Jeder soll in der Lage sein, funktionale Anforderungen zu erfüllen. Ein Scheck muss ausgefüllt, eine Nummer aus dem Telefonverzeichnis herausgesucht werden; auch soll eine kurze Notiz hinterlassen werden können. Die Forderung nach «Alphabetisiertheit» hat sich zu einer Überprüfung der Kenntnisse entwickelt: Es reicht nicht mehr, dass jeder zugesteht, ein alphabetisierter Mensch zu sein und dieses Zugeständnis durch das Schreiben seines Namens symbolisch bekräftigt; jeder soll sich «funktional alphabetisiert» verhalten. Wer dies nicht kann, wird ausgegrenzt als 'Analphabet'...».

Konkret (Giese 1987, S. 264f.): Es gab beispielsweise in vielen Bereichen Fachkräfte, die dafür zuständig waren, mündlich vorgetragene Wünsche in die fachsprachliche Terminologie und die gewünschte schriftliche Fassung zu übertragen. Vielfach werden sie heute durch Maschinen ersetzt, die eine ganz andere Art und Weise des Umgangs erfordern. Denken Sie z.B. an den Billetverkäufer beim Tram oder SBB und vergleichen Sie ihn mit den heutigen Billettautomaten. Auch mit einem Bankangestellten habe ich anders kommuniziert als ich es jetzt am Terminal tue, an dem ich meine Geldgeschäfte tätige. So sind ganze Bereiche der alltäglichen mündlichen Kultur verschwunden. Dagegen wird

funktionales Schreiben verlangt. Und: Lesen muss man können, damit man weiss, was man schreiben soll.

Geändert haben sich also die praktischen Anforderungen, die an alle Menschen in unserer Kultur gestellt werden: «Der schöne Schein, eine alphabetisierte Nation zu sein, lässt sich nicht länger aufrecht erhalten, weil es nicht länger ausreicht, seinen Namen schreiben zu können und acht Jahre eine Schule besucht zu haben, um den praktischen Anforderungen an die sprachliche Kommunikationsfähigkeit (die sich so einfach nicht in mündliche, schriftliche u.a. Bestandteile zerlegen lässt) gerecht zu werden.» (Giese 1989, S. 87).

Wir haben nicht plötzlich so viel mehr funktionale Analphabeten als in früheren Zeiten. Doch früher sind jene Menschen, die ohne genügende schriftsprachliche Fertigkeiten die Schulen verlassen haben, nicht aufgefallen. Es standen genügend Nischen der Mündlichkeit zur Verfügung, dass diese Menschen ein normales Leben in unserer Gesellschaft führen konnten. Das ist heute nicht mehr so. Das Fehlen der schriftsprachlichen Fähigkeiten fällt heute auf – es kann nicht mehr problemlos kaschiert werden.

Diese bittere Erfahrung hat ein erwachsener Analphabet in der verblüffenden Aussage formuliert: «Ich hatte Angst, mit meinen Nachbarn zu reden, weil die hören könnten, ich sei ein Analphabet.» (zit. nach Giese 1989, S. 82).

Überspitzt formuliert: «Wer nicht lesen kann, kann nicht mehr sprechen – er kann zumindest nicht mehr so gut sprechen, dass er jederzeit ansprechbar wäre. Deshalb fällt er als Analphabet auf... Wer nicht lesen und schreiben kann, ist in gewissem Sinn nicht mehr Sprachteilhaber, ist längst schon sprachlos geworden.» (Giese 1989, S. 87, 84).

Lesen und Schreiben sind also nicht einfach nur Kulturtechniken, Verschriftungstechniken für gesprochene Sprache. Sie sind in unserer Gesellschaft immer wichtigere kulturelle Aktivitäten, an denen möglichst alle möglichst gut teilhaben sollten.

An die Fähigkeiten des Schreibens und Lesens werden deshalb heute andere, höhere und v.a. umfassendere Ansprüche gestellt. Umfassende Sprachförderung im Unterricht ist also notwendiger denn je.

3. Wie können wir nun auf die veränderte Situation reagieren?

Hier ist zunächst wichtig: Schreiben und Lesen lernt man am besten durch Schreiben und Lesen. Zuhören und reden soll man in der Schule, um zuhören und reden zu lernen. Ausbildung der schriftlichen und der mündlichen Sprachfähigkeiten sind also zwei eigenständige Aufgaben des Sprachunterrichts. Lange Zeit hatte der mündliche Unterricht lediglich eine dienende Funktion für das Schriftliche. Man sollte gut sprechen lernen, um gut schreiben zu können. Dies ist mit der Aufwertung des Mündlichen, wie wir sie v.a. seit den 70er Jahren im Sprachunterricht beobachten können – gute Gesprächspartner werden, sind heute ebenso unbestrittene und notwendige Ziele des Sprachunterrichts wie das Lernen von Lesen und Schreiben.

Vielleicht ist allerdings diese Ausweitung der Aufgabe an manchen Orten auf Kosten der Schriftlichkeit gegangen. Und die Deutschdidaktik hat mit ihrer Gewichtung des Mündlichen mit dazu beigetragen. Manchmal allerdings wurde wohl auch das oberste Ziel des Sprachunterrichts – die Ausbildung der Kommunikationsfähigkeit – verkürzend nur auf die mündliche Kommunikation bezogen. Kommunikationsfähigkeit umfasst jedoch in unserer so hoch entwickelten Schriftkultur eben auch ganz zentral die schriftlichen Fähigkeiten.

Deswegen ist es so wichtig, dass in der Schule möglichst viel gelesen und – das möchte ich hier besonders betonen – auch möglichst viel geschrieben wird.

Denn Schreiben ist eine sehr komplexe Tätigkeit. Sie braucht – von allem Anfang an und bis hinauf ins Erwachsenenalter – möglichst viel und vielfältige Praxis. Und hier ist wichtig zu berücksichtigen, wie man schreiben lernt:

1. Schreiben lernen die Schüler in allererster Linie dadurch, dass sie viel und viel bewusst schreiben und dabei an den Texten arbeiten (denn Schreiben heisst überarbeiten – das heisst z.B. auch nachschlagen im Wörterbuch).

Das stete Schreiben von altersgemässen Texten – nicht das Ausfüllen von Lückentexten – muss die wichtigste ganzheitliche Übung sein. Nur so ergibt sich Routine und Selbstsicherheit.

2. In zweiter Linie lernt man Schreiben dadurch, dass man die Struktur der Sprache bewusst oder auch unbewusst (z.B. durch Sprachspiele) durchschaut.

3. Und erst in dritter Linie lernt man Schreiben dadurch, dass man die Rechtschreibung speziell übt.

Zum Schluss:

An unsere Sprachkenntnisse, an unseren Sprachgebrauch und nicht zuletzt auch an unser Sprachbewusstsein werden heute und in Zukunft höhere Anforderungen gestellt. Wir sind also weit davon entfernt, auf dem Weg zu einer sprachlosen Gesellschaft zu sein.

Damit unsere Schülerinnen und Schüler auf die höheren Anforderungen vorbereitet werden, ist ihnen mindestens dreierlei zu wünschen:

1. Lehrerinnen und Lehrer, die sich bewusst sind, dass die Schüler auch sprachlich in jedem Unterricht etwas lernen. Früher galt oft die Devise: Jede Unterrichtsstunde eine Deutschstunde! Das führte mit dazu, dass viele Lehrer mehr auf formale Korrektheit achteten als auf den Inhalt. Bei Schülern festigte sich so die Erfahrung, dass in der Schule wichtiger sei, wie man etwas sage, als was man zu sagen habe. Das ist denn auch zu Recht kritisiert worden. Bei dieser Kritik an so einseitiger Ausrichtung wurde jedoch oft übersehen, dass doch jede Lernsituation auch eine *Sprachlernsituation* ist.

Als Lehrerin oder Lehrer bin ich ein Vorbild, ein sprachliches Modell für die Schüler – und ich kann diese Rolle akzeptierend und kreativ wahrnehmen, auch ohne den Schüler immer gleich auf sein eigenes sprachliches Verhalten aufmerksam machen zu müssen.

2. Den Schülern sind Schulbücher zu wünschen, die sie vertraut machen mit Sprache, wie sie in verschiedenen Situationen gebraucht wird. Schulbücher, die Anleitungen und Hilfen bereitstellen, um einen vielfältigen Umgang mit Sprache zu lernen und zu festigen.

3. Und schliesslich – drittens – ein Unterricht, in dem mündlich und schriftlich zur Sprache kommen kann und auch zur Sprache gebracht wird, was sich in den vielfältigen Lernprozessen an neuen Erfahrungen und neuem Wissen entwickelt; ein Unterricht, der das Selbstvertrauen in die eigenen Sprachfähigkeiten und in ihre Entwicklung ebenso aufbaut und festigt wie die Sprachfähigkeiten selbst. Denn mindestens so wichtig wie die Sprachfähigkeiten ist das Vertrauen in diese Fähigkeiten, wenn wir taugliche Sprecher und Schreiberinnen, Zuhörerinnen und Leser in unserer Gesellschaft so nötig haben wie noch nie.

Anmerkung

1 Leicht überarbeitete Fassung eines Referates anlässlich der 156. ordentlichen Versammlung der Schulsynode des Kantons Zürich vom 3. Juli 1989. In Ergänzung zu dem hier Gesagten beleuchtete *Heiner Käppeli* die Veränderungen der Anforderungen mit Blick auf die Medien. Das gesamte Doppel-Referat erscheint 1990 im Jahresbericht der Zürcherischen Schulsynode.

Literatur

Brügelmann, Hans (1987): Wer ist Analphabet? In: Balhorn, H./ Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, Faude. S. 255–258.

Giese, Heinz W. (1987): Warum wird der Analphabetismus gerade heute zu einem Problem? In: Balhorn, H./Brügelmann, H. (Hrsg.): Welten der Schrift in der Erfahrung der Kinder. Konstanz, Faude. S. 260–266.

Giese, Heinz W. (1989): Die Fragmentierung von Handlungsautonomie im Zeichen von Sprachlosigkeit, kultureller Deprivierung und neuen Kommunikationstechniken. In: Förster, J., Neuland, E., Rupp, G. (Hrsg.): Wozu noch Germanistik? Wissenschaft – Beruf – Kulturelle Praxis. Stuttgart, Metzler, S. 81–92.

Laas, Ernst (1875): Gymnasium und Realschule. Alte Fragen, mit Rücksicht auf das bevorstehende Preussische Unterrichtsgesetz. Berlin.

Kübler, Hans-Dieter (1985): «Ende der Schriftkultur?» Anmerkungen zu einem wissenschaftlichen Modethema. In: Wirkendes Wort 6/1985. S. 338–362.

Menzel, W. (1985): Sind die Rechtschreibleistungen tatsächlich schlechter geworden? In: Menzel; W.: Rechtschreibunterricht: Praxis und Theorie. Beiheft zu Praxis Deutsch 69. Seelze, S.4–&.

Rathenow, P. Vöge, J. (1982): Erkennen und Fördern von Schülern mit Lese-/Rechtschreibschwierigkeiten. Braunschweig, Westermann.

Vogel, R. (1985): Rechtschreibfehler damals und heute. In: Menzel, W.: Rechtschreibunterricht: Praxis und Theorie. Beiheft zu Praxis Deutsch 69. Seelze, S. 64.

 145 Jahre Tradition
im Schweizer Klavierbau.

Wir bauen für jeden Pianisten, ob klassisch oder modern, nach seinem Geschmack und seinen Wünschen ein auf ihn zugeschnittenes Spitzeninstrument.

Fragen Sie den Fachmann
Tel. 071/421742

 Sabel

PIANOFABRIK
SABEL AG
Rorschach/Schweiz



Primarschulgemeinde Balterswil TG

 Eine unserer Lehrerinnen wird nächstes Jahr vermehrt kochen.

Damit das Essen nicht ankoht, unterbricht sie ihre Tätigkeit in der Schule. Wir suchen auf Beginn des Frühlingsemesters 1990 (1. Februar oder nach Übereinkunft)

1 Primarlehrer(in) an der Unterstufe

Spätere Rotation an die Mittelstufe möglich.

Wir sind eine Primarschule mit fünf Lehrstellen und nehmen Ihre Bewerbung gerne entgegen.

Stefan Ryser, Schulpräsident, Postfach 173
8362 Balterswil, Telefon 073- 43 25 04